

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 23 (1918-1919)
Heft: 6

Nachruf: Dr. med. Anna Heer
Autor: Benz, Emilie

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein eigen Heim, ein Schutz, ein Hort — Ein Zufluchts- und ein Sammelort.

Schweizerische Lehrerinnen-Zeitung

Herausgegeben vom Schweizerischen Lehrerinnen-Verein

Erscheint am 15. jedes Monats

Abonnementspreis: Jährlich Fr. 3. —, halbjährlich Fr. 1.50; bei der Post bestellt 20 Rp. mehr.

Inserate: Die 3-gespaltene Petitzeile 15 Rp.

Adresse für Abonnements, Inserate etc.: Buchdruckerei Bächler & Co. in Bern.

Adresse für die Redaktion: Frl. Laura Wöhnlich, Lehrerin, St. Gallen.

Mitglieder des Redaktionskomitees: Frl. Dr. Graf, Bern; Frau Dr. Zurlinden, Bern; Frl. Benz, Zürich,
Frl. Dr. Humbel, Aarau; Frau Krenger-Kunz, Langenthal.

Inhalt der Nummer 6: † Dr. med. Anna Heer. — Aufruf an alle Kolleginnen, die noch nicht Mitglieder des Schweizerischen Lehrerinnenvereins sind. — Lehrer- und Lehrerinnen-Friedensorganisationen. — Über die Organisationen der schweizerischen Kindergärtnerinnen. — Das Kind in der neueren erzählenden Literatur der deutschen Schweiz. — Aus den Sektionen. — Mitteilungen und Nachrichten. — Frauen! — Unser Büchertisch. — Stellenvermittlung.



Dr. med. Anna Heer †

† Dr. med. Anna Heer.

Es war am 17. März 1900, als Fräulein Dr. Anna Heer in der Frühjahrsversammlung der Sektion Zürich des Schweizerischen Lehrerinnenvereins über „Die Hygiene der Lehrerin“ sprach.¹ Ihre Weisungen und Ratschläge klangen aus in einen eindringlichen Appell an die Intelligenz und Willenskraft der Lehrerin, die Forderungen der Hygiene so bewusst und treu zu erfüllen wie die sittlichen und ökonomischen Gesetze. Aus der erzieherischen Aufgabe erwächst der Lehrerin die ernste Verpflichtung, der Jugend durch eine mit den hygienischen Normen in Einklang stehende Lebensführung ein wirksames Beispiel zu geben.

„Ist der Lehrberuf nicht gerade darum ein herrlicher Beruf, dass er von uns intensive Arbeit, volle Hingebung verlangt, grosse Anforderungen an Geist und Körper selbst in den untersten Klassen stellt?“

Das innige Verständnis der Ärztin für die „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“, die hohe Begeisterung für die Ideale der Erziehung offenbarten den pädagogischen Kern ihres Wesens. Heute, da wir trauernd der schönen Stunden gedenken, da Anna Heer lehrend in unserm Kreise sass, wollen wir uns aufrichten an der Vorbildlichkeit ihres Strebens, das durch eine stetig geübte „Hygiene des Willens“ ihr Leben so reich und fruchtbar gemacht hat.

Anna Heer war im Alter von 17 Jahren als Schülerin der Kunstgewerbeschule in Zürich in die Familie von Johann Kaspar Grob, des damaligen Sekretärs der kantonalen Erziehungsdirektion, des spätern Schulvorstandes der Stadt Zürich, eingetreten. Grob, der als Freund und Förderer der Frauenbestrebungen² eine Ehrenmeldung in der Geschichte der schweizerischen Frauenbewegung wohl verdient, erkannte bald die besondere Eignung des hochbegabten Mädchens für die wissenschaftliche Laufbahn. Durch ihn ermutigt, beschloss sie, zum Studium der Medizin überzugehen. „Wenn es in seiner Macht gelegen,“ erzählte sie später, „hätte er ihr wohl eine kräftigere Konstitution für die neue Laufbahn mitgegeben. Denn im Interesse der guten Sache, für die er das Frauenstudium hielt, sollten die Medizinerinnen das Gros der Medizinstudenten an Leistungsfähigkeit übertreffen, was ohne eine gute physische Grundlage nicht möglich ist. Doch wagte er es mit der Kleinen, weil er aus eigener Erfahrung wusste, wie man durch passende Lebensführung, selbst bei zartem Körper, Kraft und Ausdauer steigern kann.“

Auf Grobs Anraten sah sie von einer raschen privatim Vorbereitung auf die Matura ab und besuchte die obern Klassen des Lehrerinnenseminars, wo sie sich durch ihre lebenswürdige Bescheidenheit die besondere Zuneigung der Mitschülerinnen erwarb. Mit grossem Eifer verlegte sie sich auf die naturwissenschaftlichen und mathematischen Fächer und gewann dadurch die sichere Grundlage für die spätern propädeutischen Studien; aber auch für die sprachlichen Disziplinen brachte sie eine ausgesprochene Begabung mit. Das bewiesen ihre nach Inhalt und Form gleich vorzüglichen Aufsätze, wie auch die schönen Stammbuchverse, mit denen sie etwa eine Mitschülerin beglückte. Dieses reiche Innenleben verlangte nach einer freieren Betätigung ausserhalb der Schranken des

¹ „Schweizerische Lehrerinnen-Zeitung“, V. Jahrgang, Nr. 1 und 2.

² Stadtrat Johann Kaspar Grob 1841—1901, Eine biographische Skizze von Albert Huber.

Unterrichts. Mit den beiden andern Maturandinnen ihrer Klasse und einer Seminaristin gründete Anna Heer einen Verein, einen regelrechten Verein mit Statuten und Protokoll, sogar mit einer Fahne, die von der allzeit freundlichen und frohgemuten Frau Grob gestiftet worden war. In einem hochgelegenen Arbeitsstübchen, mit dem Ausblick auf die Dächer des heute längst vom Erdboden verschwundenen alten Werdmühlequartiers, kam man regelmässig zusammen. Man las einander „selbstgemachte“ Gedichte vor, legte mit jugendlicher Unbefangenheit die Sonde der Kritik an literarische Neuerscheinungen und erörterte mit heissen Wangen Weltanschauungsprobleme. Daneben hatte der „Verein“ seine erkorenen Lieblingsdichter und Schriftsteller. In besonderer Gunst stand Scheffels „Trompeter von Säckingen“, dessen schönste Stellen immer wieder mit Rührung und Begeisterung vorgetragen wurden. Viel Stoff zu nachdenklichen Gesprächen bot die gemeinsame Lektüre von Feuchterslebens „Diätetik der Seele“. Anna Heer wusste ihre Genossinnen aber auch immer mehr für Goethe zu begeistern, der, wie einmal ein froher Brief aus den Ferien kund gab, sie „immer wieder am meisten fesselt und uns stets noch lieber werden wird, je mehr wir das Leben erfahren und leben“.

Als die Seminarzeit vorüber war, als das Universitätsstudium drei der Vereinsmitglieder in seinen Bann gezogen, das vierte Volksschullehrerin geworden, hielt man immer noch treu zusammen und freute sich bei jedem Wiedersehen der Erinnerung gemeinsam verlebter Seminarjahre. Aber dann schlug unversehens die Stunde der Trennung. Die Lehrerin war im Herbst 1884 mit den Schwalben südwärts gezogen, um in Süditalien, in einem Landstädtchen am Fusse des Apennins, ein Schärlein Schweizerkinder zu erziehen und zu unterrichten. Die zurückgebliebenen Studentinnen aber fanden auf einmal den Weg ins „Vereinslokal“ nicht mehr.

„Unser kleines Stübchen“, schrieb Anna Heer der fernen Freundin zur Jahreswende, „trauert gewiss am Samstagabend, dass nie und nie wieder die vier strebsamen Mädchen zu einem poetisch-philosophischen Plauder- und Lese- stündchen sich zusammenfinden können. Denkst Du auch noch an jene gemütliche Zeit zurück, an unser Dichten und Trachten, unsere grossen Werke und noch grösseren Pläne, an die rotbackigen Äpfel und den ganzen freundlichen Zauber?“

Und ein Vierteljahr später meinte sie: „Um unsern Verein ist's übel bestellt. Das Schiff wird nicht wieder flott werden, bis der Präsident zurückgekehrt ist. Bis dahin will ich ihm ganz in der Stille treu bleiben, einem andern Verein möchte ich nicht beitreten.“

Diese Treue in der Stille bewährte sich dann in einem regen schriftlichen Gedankenaustausch, und die Wärme und Anmut des Gefühlslebens, wie es sich in den Briefen der jungen Studentin offenbarte, der Ernst ihrer Lebensauffassung und die Zielsicherheit ihres Strebens brachte der fern im Süden Weilenden Trost, Erquickung, Aufmunterung.

In Gedanken weilt die Medizinstudentin mit der Lehrerin so gerne im Kreis der Schüler. „Grüsse mir Deine lieben Kleinen, grüsse sie von einer, die die Kinder lieb hat, und einst die Kranken unter ihnen gesund machen und Gesunde vor Krankheit bewahren möchte.“ Sie selbst hat ja als Kind manchmal davon geträumt, „eine Lehrerin zu werden von Gottes Gnaden“, eine Lehrerin „für Grössere oder Kleinere, in engerm oder weiterm Kreise“.

Obwohl als Maturandin nicht dazu verpflichtet, hatte sie im Seminar seinerzeit auch den Unterricht in Pädagogik und Psychologie besucht. Ihrer aus-

gesprochenen, so ganz auf Selbsterziehung gerichteten pädagogischen Veranlagung bot der seminaristische Bildungsgang Anregungen und Entwicklungsmöglichkeiten, die späterhin im Bereich der ärztlichen Seelsorge Tausenden von dankbaren Patientinnen zugute kommen sollten. „Dem unermüdlichen teuren Lehrer“ der pädagogischen Fächer am Seminar, dem Rektor Ferdinand Zehender, war Anna Heer immer besonders zugetan. Nach seinem 1885 erfolgten Tode schrieb die junge Studentin: „Ihm dank ich manche Stunde schöner Begeisterung, er ist mir mehr gewesen, als er selbst wohl geahnt.“

Mit welch eindringendem Verständnis spricht sie von der Arbeit der Lehrerin: „Sich in die Welt der Kleinen; in die Bedürfnisse der erwachenden jungen Geister, der jungen Gemüter hineinfinden, sich zu ihnen ganz herablassen können, um sie zu sich nur mählich, aber immer ein klein wenig emporzuziehen, das ist“, meint sie, „ein echtes Frauenwerk, nicht glänzend, aber segensvoll, und geeignet, jene Seite des Wesens auszubilden, die in jeder Stellung der schönste Schmuck des Weibes bleibt.“

Alle Schwierigkeiten, die sich uns im Leben entgegenstellen, wertet sie vom Standpunkt der Selbsterziehung. Sie freut sich, dass die Freundin „in der Fremde lehrend viel zu lernen, überhaupt ein würdig Stück Arbeit und viel zur Selbsterziehung gefunden. Das Schwere, das keiner Lebensstellung fehlt, soll uns den Mut nicht rauben. Wo bliebe denn“, fragt sie, „des Lebens Schule, die uns doch immer weiterbilden und höher entwickeln soll? Nur unverzagt den Blick aufs Grosse, Ganze gerichtet. . . Wenn man mit Seel' und Leib, mit seinen besten Kräften sich seiner Arbeit hingibt, *muss* sie gelingen.“

„Sage nicht etwa,“ fügt sie einer solchen Betrachtung bei, „ich habe gut predigen. Die kleine Predigerin spricht aus Erfahrung.“

Von ihren Studien berichtet Anna Heer mit stetig wachsender Befriedigung. „Ein gewaltiger Zauber ruht im Born des Wissens verborgen. Du magst daraus ein Leben lang schöpfen, du löschest deinen Durst nie ganz, du schöpfest mit immer neuer Lust.“

Zwar ist die Lust zum „Verseschmieden“ noch nicht erstorben. Zuweilen summt ihr eine Weise durch den Sinn, der sie Wort und Gestalt leihen möchte. Aber es gilt nun, unverdrossen den Forderungen des Lebens sich anzupassen, „der Wissenschaft sich weihen mit all ihrem Ernst und ihrer Strenge“.

Im Frühjahr 1885 ist sie, obwohl die Hochschulferien schon begonnen haben, noch für drei Wochen in Zürich geblieben und hat sich im Hinblick auf das propädeutische Examen, das sie im Oktober bestehen will, „mit Macht besonders auf die Anatomie geworfen. Studiere nun den ganzen Tag an meinem Knochenmann, an Muskeln, Nerven und Gefässen, kurz, an all den sogenannten ‚materiellen Substraten‘ der höchsten Lebensfunktionen in der Schöpfung herum. Du wirst Dich wundern, wie ich das über mich bringe, und fürchten, ich werde auch noch ganz trocken und dürr dabei. Aber sei nur ruhig, so schlimm ist's nicht. Einmal gibt's neben dem vielen Mechanischen auch oft Stoff zum Denken und Fragen, was den Geist erfrischt, und jedes klare Verständnis, jede neue Anschauung freut mich.“

Darum kann ihr auch das „Examengespenst“ nicht viel anhaben, und wohlgemut lässt sie den „wunderlichen Mai“ des Jahres 1885, „der zum Schluss doch noch von schönen, warmen Pfingsttagen gekrönt“ war, an sich vorüberziehen. Zwar hat sie auch in den Sommerferien „ernstlich fürs Examen arbeiten müssen, aber im Freien und Grünen ging's leichter als in der heissen Stadt“.

„Im Winter beginnt ein neuer Abschnitt in meinem Studium, da erschliesst sich mir erst die eigentliche „Medicina“, öffnen sich mir die Pforten der Krankenhäuser, trete ich der leidenden Menschheit viel näher. Ich sehe dieser Zeit mit einiger Ungeduld und mancher stillen Frage entgegen. Ich habe äusserlich und innerlich in der ersten Hälfte der Universitätszeit viel erlebt; was wird die zweite bringen? Der Arbeit jedenfalls viel, sehr viel; doch vor der schrecke ich ja nicht zurück; sie erhält den Menschen gesund und übersteigt seine Kräfte nicht so bald.“

Und nachdem das propädeutische Examen bestanden, ist ihr das Studium, das nun ein wesentlich anderes geworden und ihre ganze Kraft in Anspruch nimmt, „lieber als je“. Jetzt wird sie auch ihrer besondern ärztlichen Berufung inne. Sie, die später unter den schweizerischen Ärztinnen die erste sein sollte, die sich auch auf chirurgischem Gebiet betätigte, schreibt im Dezember 1885: „Du bist wohl erstaunt, wenn ich Dir sage, dass gerade die Chirurgie unserer Tage, die in den letzten Jahrzehnten so gewaltige Fortschritte gemacht, so herrliche Aufgaben gelöst, trotz mancher blutigen und besonders anfangs aufregenden Szenen mir am meisten imponiert, mich mächtig begeistert hat. Nicht dass die innere Medizin mich nicht auch sehr fesselte, aber wenn sich meine Hand geschickt genug erweisen wird, soll die Chirurgie eine Hauptrolle bei mir spielen; an Material dazu würde es mir auf dem Gebiet der Frauen- und Kinderkrankheiten nicht fehlen. Doch erst heisst's noch studieren und erforschen, wo die grösste Kraft zu entwickeln. Ich möchte eben einmal etwas Tüchtiges, Ganzes leisten. Bis dahin bleibt mir freilich noch viel zu tun.“

Wie andern ernsthaft Strebenden, kommen auch ihr etwa Stunden der Verzagttheit und Mutlosigkeit, wo sie „fast unglücklich“ ist über ihre „Unzulänglichkeit“. „Manchmal ist mir, ich könne mir nie den Scharfblick, das feine Kombinationsvermögen, die geschickte Hand, all die psychischen und physischen Fähigkeiten und Fertigkeiten erwerben, wie sie einem guten Arzt nötig wären.“

Doch wie sollte sich bei so redlichem Schaffen nicht schliesslich das frohe Gefühl der Befriedigung einstellen? „Wenn ich jetzt“, schreibt sie im Mai 1886, „auf das Ganze zurückblicke, darf ich's fröhlich tun. Es ist ein schöner, reicher Winter gewesen. Ich habe mich ordentlich in mein eigentliches Medizinstudium hineingelebt und hineingearbeitet, und das voll Lust und Liebe zur Sache. Bis Du uns wiederkehrst, kannst Du Dir,“ fügt sie scherzend bei, „sofern der Fall nicht gar zu schwer, schon Rat beim Dökterli in spe holen, und noch ein paar Jährlein, und Du hast den gewissenhaftesten kleinen Hausarzt.“

Anna Heer war eine dankbare Studentin und spricht in ihren Briefen immer wieder in Worten aufrichtiger Anerkennung von der Förderung, die sie in ihren Studien durch die Vertreter der medizinischen Wissenschaft an der Hochschule erfahren durfte. Zur Dankbarkeit gesellt sich Verehrung, wenn der Gelehrte auch als Mensch vorbildlich ist und „ein Herz für seine Kranken zeigt“. Darum geht ihr auch die schwere Erkrankung Dr. Friedrich Horners, des ausgezeichneten Vertreters der Augenheilkunde, besonders nahe. „So gehen alle, auch die Besten, dahin, und diese oft viel zu früh.“ —

Trotz der mit ungewöhnlicher Energie betriebenen Fachstudien hat Anna Heer den Zusammenhang mit den Wissensgebieten der allgemeinen Bildung nie verloren. In den ersten Semestern besuchte sie noch allgemein bildende Kollegien: Logik, italienische Literaturgeschichte usw. Daneben pflegte sie sich Tag für

Tag in aller Herrgottsfrühe in den modernen Fremdsprachen zu vervollkommen. Mit berechtigtem Stolz erzählt sie von diesen „Sprachstündlein“.

„Am Morgen stehe ich um halb fünf Uhr auf, frisch und froh, gesund und munter, und widme dann gemeinsam mit Herrn Grob ein schönes Frühstück der Lektüre des Englischen, Italienischen und Französischen. Das ist eine rechte Erfrischung für mich, da ich sonst nie zu einer Lektüre komme, die ausserhalb des Kreises meiner Studien liegt.“ Dabei waren die Rollen verteilt. Im Italienischen übernahm sie die Führung, im Englischen dagegen war Grob ihr Lehrer, und seine Schülerin machte so treffliche Fortschritte, dass bald auch ernstere Werke gelesen und besprochen werden konnten, wie Darwins „The decent of man“, Buckles „History of civilisation“ u. a. „Einzig gross, klar, anregend“, lautet ihr Urteil über die Kulturgeschichte des Briten. Aber noch auf andere Art weiss sie den Gefahren einseitiger Gelehrsamkeit zu begegnen. Nach der Essenszeit pflegt sie ein wenig „Hausfrauei“ zu sein und sich „dem guten Zürimutterli als kleine Handlangerin“ anzubieten. Und wenn sie in den Ferien zu Hause weilt, hilft sie im Kreis der kinderreichen Familie treulich bei den häuslichen Arbeiten mit.

Die Entwicklung „des praktischen häuslichen Sinnes, der bei keinem weiblichen Wesen vernachlässigt werden sollte,“ scheint ihr gerade „für den weiblichen Arzt von grösster Wichtigkeit, weil er damit der leidenden Frauen- und Kinderwelt oft mehr Segen wird bringen können als mit mancher teuren Medizin.“

Woher diese stetige, sich immer gleich bleibende Arbeitsfreudigkeit?

Bei den „guten, so treu sorgenden Züriältern“ hatte die junge Studentin all das gefunden, was zu einem freundlichen Heim, zu einem trauten Familienleben gehört. „Diese beiden edeln Menschen nehmen innigen Anteil an meinem Schaffen und Streben, und bei ihnen finde ich immer und immer wieder, was ich bedarf, wenn ich müden Geistes und schweren Herzens heimkehre aus den Krankensälen, wo das Bild des Leidens und des Elends oft gar so ernst, so düster vor meine Seele tritt.“ Anna Heer betrachtet „den engen Zusammenhang und die tägliche innige Berührung mit der Familie (und besonders mit einer solchen Familie) als ein wahres Glück für ein studierendes Mädchen“ und als eine Notwendigkeit, wenn die Bildung des Geistes und Gemütes das rechte Gleichgewicht haben soll.

Für das körperliche Wohl der Studentin, der spätern Pflgetochter, wurde im Grobschen Hause mit vorbildlicher Treue gesorgt. Man ging zeitig, um neun Uhr, zur Ruhe. Der köstliche Schlaf der Jugend sollte nicht durch nächtliches Studium verkürzt werden. Dafür mussten freilich die Stunden des Tages mit äusserster Gewissenhaftigkeit ausgenützt werden. „Man muss auch das Studieren lernen“, schreibt Anna Heer einmal, „und immer mehr lernen, mit Zeit und Kraft haushälterisch umzugehen.“ In diesen Erziehungsplan gehörte ferner regelmässige tägliche Bewegung im Freien, und wenn's auch nur zu einem Stündchen reichte. Der Sonntag aber war immer ein rechter Wandertag. Da hat es schon am Morgen „gewisse wanderlustige Leute auf den Ütliberg hinaufgelockt, wo sie für die Wochenarbeit stets wieder neue Lust und Kraft zu finden pflegen“. Einen besonderen Reiz erhielten diese sonntäglichen Wanderungen, als Erziehungssekretär Grob sein „Vaterhäuschen“ in Maschwanden (Bezirk Affoltern) zur „bescheidenen, aber hübschen und heimeligen Villa ausgebaut und ausgerüstet“ hatte. Da sass man dann im rebenumkränzten Gartenhäuschen und liess sich etwa, besonders in den Ferien, „von den Bergriesen, die so nah scheinen“, vom

Rigi und vom Pilatus, zu einer Alpenwanderung verlocken. „Schau unser Schweizerländli, wandere, wandere den Höhen zu, dorthin, wo es stille wird in dir und um dich.“ Ab und zu hielt sich Anna Heer auch bei Verwandten am Comersee und in Mailand auf und genoss glücklich, „was Natur und Kunst den wander-, ruder- und schwimmlustigen Menschenkindern bieten.“

Welch kindliche Innigkeit spricht aus ihrer Freude an den wechselnden Bildern der heimischen Natur! Im März 1885 schreibt sie: „Die hellen Morgen, die sonnigen Nachmittage, die klaren, milden Abende künden die liebe Frühlingszeit. Am Ütliberg haben wir schon vor Wochen Schneeglöcklein gepflückt und gestern die ersten weissen Veilchen gefunden. . . .“ Das Bewusstsein eigenen inneren Reichtums steigert diese Frühlingsfreude zu einem eigentlichen Glücksgefühl: „Mein Studium, mein schönes Ziel, mein einziges Züriheim mein Studentlileben, still und gleichförmig nach aussen und doch an Arbeit, an mancher Sorge und mancher schönen Freude reich.“

Und je mehr sie im Verlauf und besonders gegen das Ende der Studienzzeit sorgend und helfend ans Krankenbett treten darf, desto mehr freut sich das „geplagte Pseudodökterli“ seiner schönen Lebensaufgabe.

„Sieh, ich habe mich noch nie frischer und mutiger und mehr in meinem Element gefühlt als diesen Winter, wo ich Tag für Tag bis abends 7 Uhr Kliniken, Kurse und Vorlesungen habe, wo ich in der Mittagsstunde und abends oft bis 8 Uhr und später meine Kranken besuchen muss, und wo ich selbst die Sonntage mir nicht mehr freihalten kann. . . Meine Armenpraxis in Stadt und Oberstrass ist mir ordentlich ans Herz gewachsen; ich habe eine ziemlich grosse Zahl von Patienten zu Hause behandelt und Gelegenheit gehabt, in allerlei Stuben und Verhältnisse tiefer hineinzusehen. Man würde freilich mit noch grösserer Befriedigung in die Dachkammern hinaufklettern, wenn man den Leidenden ausser gutem Rat und Medizinen verschiedenes andere bringen könnte! Doch da muss das Studentli noch Geduld haben bis es einmal Dökterli, und ein rechtes, geworden ist.“

Der Gedanke an diese Zeit lässt sie die Arbeitslast der abschliessenden Studien leichter tragen. „Wenn ich an die Zukunft denke, an das Grosse, Gute und Schöne, das sie mir bringen, oder das ich ihr vielmehr abringen muss, nicht für mich allein, noch mehr für die lieben Meinen, für anderer Wohl, wird mir ganz warm ums Herz.“

Und auch das Bewusstsein hob und stärkte sie, zu den Berufenen zu gehören, die vermöge ihrer Persönlichkeit und ihrer Leistungen imstande sind, die Vorurteile gegen das medizinische Frauenstudium, die damals noch in weiten Kreisen vorhanden waren, zu überwinden.

„Es schauen so viele erwartungsvoll auf mich, sie dürfen nicht getäuscht werden.“

Im Dezember 1888 meldet Anna Heer nach längerem Schweigen aus London, dass sie das böse Examen nun „glücklich“ hinter sich habe und sich nun etwa drei Monate in den Krankenhäusern und Spitalern der Weltstadt dem speziellen Studium der Frauenkrankheiten und der Geburtshilfe widmen wolle. „Ende Februar muss ich wieder daheim im lieben Zürich sein, um die Patientinnen von Frau Dr. Heim, welche auf diese Zeit wieder ein Kleines erwartet, zu übernehmen. So muss ich mich tummeln und mein Möglichstes tun, um im Frühling mit gutem Gewissen in die Praxis treten zu können.“

Nach ihrer Rückkehr ins liebe Zürich hörte der Briefwechsel auf. Denn die Volksschullehrerin war unterdessen auch wieder heimgekommen. Das „Vereinli“ freilich, von dem man nun mit jener süßen Wehmut sprach, welche der Erinnerung an die Tage der Jugend eigen ist, lebte nicht mehr auf. Eine Vereinsgründung und Erziehungsfrage grossen Stils nahm schon in den ersten Jahren ihrer erfolgreichen Privatpraxis das ganze Sinnen und Denken, die ganze Kraft der Ärztin in Anspruch. Für die Gründung der schweizerischen Pflegerinnenschule mit zugehörigem Frauenspital wusste sie in jahrelanger, rastloser Tätigkeit, durch Vorträge und durch das Mittel der Presse, nicht zuletzt durch ihre überragende persönliche Tüchtigkeit immer weitere Kreise der Frauenwelt zu gewinnen. An dem 1896 bei Anlass der schweizerischen Landesausstellung in Genf veranstalteten „Kongress für die Interessen der Frau“, an dem Stadtrat Grob über „Die Beteiligung der Frau an der öffentlichen Verwaltung“ sprach, hielt Dr. Anna Heer einen Vortrag über „Die Ausbildung in Krankenpflege“.¹

„Haben die Frauen,“ fragt sie, „das schöne Arbeitsfeld schon genugsam bebaut, und aus dem Beruf des Wohltuns, der wie wenig andere ein Frauenleben würdig und beglückend auszufüllen vermag, das Mögliche gemacht?“ Sie weist auf England hin, wo das Pflegerinnenwesen dank der Hingabe hochherziger und kluger Frauen in den letzten fünfzig Jahren in grossartiger Weise gefördert worden und feiert das Andenken der berühmten Lazarettpflegerin des Krimkrieges, der Miss Nightingale, die ein ungewöhnliches organisatorisches Talent, seltenen Scharfblick für sanitäre und soziale Schäden, Mut und Tatkraft mit Bescheidenheit und zarter Weiblichkeit vereinigte.

„Die Aufgabe ist gross. Noch grösser muss unsere Begeisterung und Ausdauer sein. So lassen Sie uns als Schweizerinnen mutig an die Arbeit gehen. Sie gelte unsern Kranken, den Müttern und den Kleinsten. Sie diene einem edeln Frauenberufe und verschaffe ihm die Bedeutung und die Achtung, die er verdient. Der Geist der Humanität segne unsere Bestrebungen!“

Im Jahr 1901, nach unendlich viel Sorgen und Mühen, von denen Stadtrat Grob in freiwilliger Mitarbeit sein redlich Teil übernommen hatte, konnte die schweizerische Pflegerinnenschule mit Frauenspital eröffnet werden. Dr. Anna Heer wurde die ärztliche Oberleitung übertragen, wobei sie in der Oberin Fräulein Ida Schneider ihre verständnisvolle, treue und aufopferungsfähige Mitarbeiterin fand. Die stetig zunehmende Arbeitslast nötigte Dr. Anna Heer, die jahrelang (1895—1901) erteilten und ihr so liebgewordenen Unterrichtsstunden in Hygiene an der höhern Töchterschule aufzugeben; sie blieb aber auch fernerhin durch ihre erzieherische und unterrichtliche Tätigkeit an der Pflegerinnenschule mit dem Lehrerinnenstande verbunden bis zu ihrem allzu frühen Tod.

In der Vorbildlichkeit ihres Wirkens, ihrer unentwegten Hingabe für andere liegt eine erziehende Kraft, die den Tod überdauert und die alle an sich erfahren dürfen, die sich von der Guten, Edeln den Weg weisen lassen. Was sie einst als Neunzehnjährige in jugendlicher Begeisterung schrieb, ist an ihr herrlich in Erfüllung gegangen:

„Ich glaube, dass in reiner, tiefer Liebe eine unendliche Fülle von Kraft und Segen ruht, dass wir mit einer solchen im Herzen alles vermögen.“

Emilie Benz.

¹ Bericht über die Verhandlungen des schweizerischen Kongresses für die Interessen der Frau. Bern, Steiger & Cie.